

Die Illustrierte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Zur Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Vierter Jahrgang. 1856.

Die Entdeckung der Südsee.

Vasco Nunez de Balboa.



29. November 1513. Balboa nimmt im Namen von Castilien Besitz von der Südsee.

Trotz der großen Anzahl von Abenteurern, die sich in die neue Welt begaben, blieb Christoph Columbus doch ohne ebenbürtigen Nebenbuhler, ja sein Ruhm wurde noch mehr durch die Kühnheit späterer Seefahrer herausgestellt. Unter diesen steht der Begleiter des Admirals auf seiner ersten Reise, Vincent Yanez Pinzon, oben an. Er war nicht nur der erste Europäer, der (1500) die südlich vom Aequator gelegenen Meere besuhr, sondern ihm gebührt auch zweifelsohne das Verdienst, Brasilien zuerst entdeckt zu haben. Zu gleicher Zeit ging Vastdas nach der Küste von Venezuela und Carthagena und brachte Gold, Sklaven und Farbholz in größerer Masse nach der Heimath, als die meisten seiner Vorgänger. Pinzon und Solis untersuchten die ganze Küste Südamerikas, von Pavia bis Darien, und der Letztere kehrte später noch einmal an den La Platastrom zurück, wo ihn das furchtbare Schicksal erreichte, von den Wilden gefressen zu werden. Die kühnsten Kämpfe mit den Indianern unternahm Hojeda, ohne jedoch ein wichtiges Resultat seiner muthigen Unternehmungen zu erringen, da ihn frühzeitig der Tod wegraffte.

Unter seinen Begleitern befand sich Nunez de Balboa, der an die Spitze einer kleinen Colonie gestellt wurde, die man auf Darien errichtete. Dieser tapfere Offizier machte häufig Ausflüge in das Gebiet der benachbarten Gaziken, auf denen er von den Indianern erfuhr, daß kaum einige Tagesreisen gegen Süden ein großes Meer liege. Er glaubte mit Recht, es werde dies das von Columbus so lange vergeblich gesuchte sein. Voll Ehrgeiz beschloß er, den Isthmus zu Lande zu durchziehen und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der eben gehörten wichtigen Nachricht zu überzeugen.

Diesen Plan auszuführen, mußte er aber unzählige Schwierigkeiten, die ihm sowohl die Natur als die Eingeborenen entgegensetzten, überwinden, und Truppen, die von Strapazen und den Krankheiten eines ungesunden Klima's schwer heimgesucht waren, über unwegsame Moräste, mit Urwäldern bedeckte Berge und durch Engpässe führen, wo ihnen die Indianer, von der Natur begünstigt, bei jedem Schritte vergiftete Pfeile entgegenkuderten. Aber in dieser Zeit konnte nichts den Muth der Europäer beugen, und Balboa überwand siegreich alle Hindernisse. Als er sich dem Ziele seiner Reise näherte, eilte er seinen Gefährten auf die Spitze eines Berges voran, von wo aus er den unbegrenzten Ozean zu seinen Füßen sich ausbreiten sah. Sich ans Ufer stürzend, tauchte er in die Wellen, die Herrschaft über die Südsee für die Krone von Castilien in Anspruch nehmend. Dies geschah im November des Jahres 1513. Die Küstenbewohner gaben Balboa zu verstehen, daß gegen Süden das Land kein Ende nehme und von mächtigen Völkern bewohnt sei, die viel Gold besäßen und Lastthiere brauchten. Balboa vermuthete, diese Nachrichten über die Civilisation und den Reichtum Perus bezögen sich auf jenes Indien, das der Ehrgeiz der Europäer mit so großem Verlangen suchte. Außer sich vor Freuden über die Wichtigkeit seiner Entdeckung schickte er unverzüglich Boten nach Spanien mit dem Auftrag, die Nachricht von seinen Entdeckungen zu überbringen und um ein seinen Diensten entsprechendes Commando zu bitten. Aber der spanische Hof zog junge Abenteurer den alten vor. Die Statthaltertschaft von Darien wurde Petrarías Davila verliehen, der, Balboa mit dem Haffe verfolgend, den Schwächlichkeit immer gegenüber von wirklicher Größe und Ueberlegenheit em-

pfindet, Allem aufbot, seinen Nebenbuhler zu verderben. Bald fand er Gelegenheit hierzu, und der heldenmüthige Balboa wurde im Jahre 1517 in Darien öffentlich hingerichtet, ein weiteres Beispiel von dem traurigen Schicksal, das die ersten Eroberer Amerikas traf.

Im Sumpfe.

Erzählung.

Der Ibis ist einer der merkwürdigsten und interessantesten Vögel Amerikas; er lebt nur in den wärmsten Gegenden, und wird weder in den nördlichen noch in den mittleren Staaten gefunden. Die Tropengegenden und die angrenzenden Länder sind seine Heimath. Durch seine niedere Lage besitzt nun Louisiana beinahe ein tropisches Klima, und man trifft deshalb die verschiedenen Arten des Ibis dort in großer Anzahl.

Es gibt nur wenig Wild, das ich nicht zu Pferde verfolgt hätte, mit Hund oder Büchse, und unter andern Jagden versuchte ich mich auch in der Ibisjagd. Auf einem von diesen Streifzügen begegnete mir ein Abenteurer, das den Leser vielleicht interessiren dürfte. Der südliche Theil des Staates Louisiana ist ein ungeheures Labyrinth von Sümpfen, Bayous und Lagunen. Diese Bayous sind Ströme, welche schläfrig dahingleiten, bald diesen, bald jenen Weg einschlagend. Manche von ihnen sind Abläufe des Mississippi, welcher sein Wasser mehr als 300 Meilen von der Mündung dahinwölzt. Die Bayous sind tief, bald schmal, bald breit, mit Inseln in der Mitte. Sie und die an sie grenzenden Sümpfe sind der Hauptaufenthaltsort des Alligators und des Süßwasserhais. Zahlreiche Arten von Wasser- und Sumpfvögeln fliegen drüber hin und tauchen in ihren dunkeln Strom nieder. Hier steht man den rothen Flamingo, den weißen Reiher, den Trompeterschwan, den blauen Reiher, die wilde Gans, den Kranich, den Storch, den Pelican und den Ibis; auch trifft man hier den Fischkukuk und den weißköpfigen Adler, der ihm seine Beute raubt. Diese Sümpfe und Bayous bieten einen Ueberfluß von Fischen, Eidechsen und Insekten dar, und sind in Folge dessen der Aufenthaltsort für hunderte von Vögeln, welche davon leben. An einigen Orten bilden die Bayous ein förmliches Netz über die Landschaft, die man beinahe nach jeder Richtung in kleinen Booten durchkreuzen kann, und dies ist wirklich auch die Art, wie manche der Colonisten mit einander in Verkehr stehen.

In einer der entlegensten Gegenden Louisianas ging ich auf die Ibisjagd. Ich hatte eine kleine französische oder creolische Colonie ohne andere Gesellschaft, als meine Büchse, verlassen; nicht einmal einen Hund hatte ich bei mir, da mein Lieblingsthier am Tage zuvor von einem Alligator gebissen worden war, als es über eine Bayou schwamm. Ich setzte mich deshalb in ein Boot, eine Zolle, wie sie bei den Bewohnern dieses Landstrichs im Brauche ist.

Als und zu mich der Ruder bedienend, ließ ich mich vier bis fünf Meilen die Hauptbayou hinabtreiben; da die Vögel jedoch, die ich suchte, sich nicht sehen ließen, steuerte ich in einen Arm der Bayou und fuhr stromaufwärts. Ich kam durch ein einsames Wasser, das, soweit das Auge reichte, mit hohem Schilf bewachsen schien. In der ganzen Umgegend war keine Wohnung, noch irgend etwas, was

auf menschliches Dasein schließen ließ, zu entdecken. Wohl möglich, daß ich das erste menschliche Wesen, das Veranlassung gefunden, ein Boot durch die dunkeln Wasser dieses einsamen Stromes zu steuern. Als ich weiter kam, bemerkte ich endlich mein Bild, und es gelang mir, verschiedene Vögel zu schießen, — sowohl große Waldbiße, als weiße Ibis. Ich schoß auch einen hübschen weißköpfigen Adler, der über mein Boot hinslog, ohne eine Gefahr zu träumen. Aber den Vogel, nach dem ich mich am meisten sehnnte, schien ich nicht erreichen zu sollen, — ich meine den hochrothen Ibis.

Ich mochte ungefähr drei Meilen stromaufwärts gefahren sein und war eben im Begriffe, meine Ruder einzuziehen und mich zurücktreiben zu lassen, als ich bemerkte, daß sich die Bayou etwas weiter oben erweiterte. Die Neugierde trieb mich, fortzurudern, und nachdem ich ein paar hundert Schläge weiter gekommen war, befand ich mich an einem ovalen See, der ungefähr eine Meile lang sein mochte. Er war dunkel, tief und sumpfig an den Ufern und voll von Alligatoren. Ich sah sie mit ihren häßlichen Formen und langen Panzerrücken auf allen Seiten umherschweben, hungrig nach Fischen jagen und Ginen nach dem Andern schnappen; aber all' dies war nichts Neues für mich, denn ich war schon oft auf meinen Ausflügen Zeuge ähnlicher Szenen gewesen. Was meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war eine kleine Insel, ungefähr mitten in dem See, an deren einem Ufer sich eine Reihe aufrechtstehender Gestalten von heller Scharlachfarbe befand; solche rothen Geschöpfe waren es ja, nach denen ich trachtete. Es waren vielleicht Flamingo's; ich konnte in dieser Entfernung nicht darüber entscheiden. Die Hauptsache war, daß ich ihnen auf Schußweite nahe kam; aber diese Thiere sind noch wachsamer, als der Ibis, und da die Insel tief war und zugleich ohne Gebüsch, so schien es mir nicht wahrscheinlich, daß sie mich auf Schußweite nahe kommen lassen würden; nichtsdestoweniger beschloß ich doch, den Versuch zu machen. Ich ruderte den See hinauf, ab und zu den Kopf umwendend, um zu sehen, ob die Vögel Furcht bekämen. Die Sonne war heiß und erstickend, und da die helle Scharlachfarbe durch den Widerschein erhöht wurde, so bildete ich mir lange Zeit ein, es seien Flamingo's. Als ich näher kam, wurde diese Vermuthung zu nichts gemacht. Die Umrisse der Schnäbel, die wie Säbelklingen aussahen, überzeugten mich davon, daß es Ibis seien, dabei sah ich, daß sie nur drei Fuß hoch waren, während die Flamingo's fünf Fuß groß sind. Es waren im Ganzen ein Duzend. Sie standen wie gewöhnlich balancirend auf dem einen Bein, wahrscheinlich schlafend oder in tiefen Gedanken. Sie befanden sich am einen Ende der Insel, während ich mich auf der andern Seite näherte. Die Insel hatte nicht mehr als 24—25 Ellen im Umfang, und konnte ich nur erst den nächsten Punkt erreichen, so wußte ich, daß meine Büchse den Abstand durchmessen würde. Ich befürchtete, sie würden erschrecken, wenn ich noch weiter ruderte und ging deshalb sehr langsam und vorsichtig zu Werke. Vielleicht hatte sie die große Hitze, — denn ich erinnere mich, daß es an jenem Tage sehr heiß war, — schläfrig gemacht. Was auch der Grund sein mag — genug sie saßen still da, bis der Schaum meiner Zolle die Insel berührte. Ich nahm meine Büchse vorsichtig auf, zielte und feuerte beide Kugeln beinahe zu gleicher Zeit ab. Als der Rauch sich vertheilte, sah ich, daß alle Vögel fortgeflogen waren, mit Ausnahme eines einzigen, der am Rande des Wassers

ausgestreckt lag. Mit der Büchse in der Hand sprang ich aus dem Boote und lief quer über die Insel, um meine Beute in die Jagdtasche zu stecken. Dies dauerte nur wenige Minuten, und ich wandte um, um mich zu meiner Zolle zu begeben, — als ich sie zu meinem Schrecken draußen auf dem See rasch hinabtreiben sah. In meiner Eile hatte ich vergessen, sie festzubinden, und der Strom hatte sie nun fortgeführt. Sie war zwar noch keine 150 Schritte entfernt, aber das galt für mich ebensoviel als 150 Meilen, da ich nicht eine Handbreit schwimmen konnte.

Ein flüchtiger Blick sagte mir, daß das Boot verloren sei — unwiederbringlich verloren.

Anfangs begriff ich nicht einmal die ganze Gefahr meiner Stellung. Ich war auf einer Insel in einem See, nur eine halbe englische Meile von dessen Ufern; allein, und ohne ein Boot; aber was thut das? Wie Mancher war dies schon, ohne eine Idee von Gefahr zu haben. Dies waren meine ersten Gedanken, und wohl auch ganz natürlich; aber sie wichen bald andern von höchst verschiedenem Charakter. Als ich meinem Boote nachblickte, das ich nicht mehr wiederzubekommen hoffen konnte, — als ich mich umsah und bemerkte, daß der See inmitten eines unendlichen Sumpfes lag, dessen Ufer, selbst wenn ich sie auch hätte erreichen können, mich nicht hätten Fuß fassen lassen, — als ich überlegte, daß, da ich nicht schwimmen konnte, ich es auch zu erreichen nicht im Stande war, und daß auf der Insel weder Baum, noch Stamm, noch Busch, ja nicht einmal Schilf war, aus welchem ich einen Floß hätte bauen können, — als ich, sage ich, alle diese Dinge erwog, erwachte in mir ein Gefühl wohlbe gründeten und furchtbaren Schauers.

Vange Gedanken jagten rasch durch meine geängstigte Seele. Die Beweise waren klar, das Resultat sicher; es gab keinen Zweifel, keine Vermuthungen, an die man eine Hoffnung knüpfen konnte, nein, nicht eine einzige. Ich konnte nicht einmal erwarten, daß man mich vermissen, nach mir suchen würde. Die ruhigen Bewohner des Dorfes, das ich verlassen hatte, kannten mich nicht, — ich war ein Fremder unter ihnen; sie kannten mich nur als „den Fremden“ und sahen mich für eine lächerliche Person an, Ginen, der einsame Ausflüge macht und ganze Haufen Pflanzen, Vögel, Insekten und Reptilien mit sich bringt, die sie nie zuvor gesehen, obgleich sie vor ihren eigenen Thoren gefangen worden. Meine Abwesenheit konnte sie überdies nicht befremden, wenn sie auch mehre Tage dauerte; ich war oft eine ganze Woche fortgewesen. Es blieb mir also auch die Hoffnung nicht, daß man mich vermissen würde.

Ich sagte, diese Betrachtungen seien rasch an mir vorübergezogen. In weniger als einer Minute war ich die Beute der schrecklichsten Verzweiflung. Ich rief, aber mehr unwillkürlich, als von der Hoffnung, gehört zu werden, dazu gedrängt; ich rief, so laut ich konnte; die Antwort war das Echo meiner Stimme, das Geschrei des Fiskukuts und das wilde Gelächter des weißköpfigen Adlers.

Ich hörte auf zu schreien, schleuderte meine Büchse zur Erde und warf mich selbst neben sie nieder. Ich war in einem schrecklichen Gefängniß, in den Händen einer rachsüchtigen Räuberbande, die den Haken gespannt hatte, um mir das Lebenslicht auszublafen; Niemand wird das eine behagliche Lebensstellung nennen. Ich hatte mich auf den endlosen Prärien verirrt — jenem Landmeer ohne Gebüsch, ohne Sterne, ohne irgend ein Zeichen, das mich leiten konnte. Du blickst um Dich und siehst nichts, hörst

nichts; Du bist allein mit Gott und zitterst vor seiner Nähe; Deine Sinne verwirren sich; Dein Gehirn umnebelt sich; Du fürchtest Dich vor Dir selbst; Du bist vor Deinem eignen Verstande bang. Verlassen von allem Andern fürchtest Du zuletzt, daß auch dieser Dich verlassen werde. Es ist ein unbefchreiblich gräßliches Gefühl, das kaum zum Aushalten scheint; aber ich habe es doch ertragen; nur die erste Stunde, die ich auf der einsamen Insel zubachte, läßt sich nicht beschreiben. Dein Gefängniß mag dunkel und finster sein; aber Du fühlst doch, daß Du nicht ganz allein bist, Wesen Deiner Art sind Dir nahe, wenn es auch nur Dein

Schließer wäre. Auf den Prärieen verirrt, bist Du allein, aber Du bist frei. Auf der Insel fühlte ich Freiheit und Gefangenschaft zu gleicher Zeit.

(Schluß folgt.)

Bacharach.

Das Städtchen Bacharach, das vortreffliche Weine erzeugt, liegt auf dem linken Rheinufer, in der Nähe von



Bacharach, am linken Rheinufer.

Oberwesel, mitten im romantischen Theile dieser herrlichen Gegend. Auf dem Ufer gegenüber erheben sich hohe Felsen, deren wilder Anblick auf den Lurleifelsen vorbereitet, welcher dem Reisenden kurz darauf vor Augen tritt. Eine eigenthümliche Physiognomie erhält dies Städtchen durch seine alten Häuser und die Trümmer der im Jahre 1428 erbauten Bernerskirche, welche zu den zierlichsten am Rhein gehört. Ihr rothes Gestein ragt hinter der Kirche von St. Peter hervor.

„An den Hügel,“ sagt ein Dichter, „auf welchem die im 30jährigen Kriege achtmal belagerte und eroberte

Burg Stahleck thront, lehnt sich ein malerisches Gemisch von reizenden Häusern, Zuvellen von alten Gebäuden, phantastischen Thürmchen, durcheinandergeschobenen Facaden, vorspringenden Giebeln, Schneekengängen, geschnitzten Balconen, leicht bedachten Kaminen, ungeheuren Wetterfahnen und mitten in diesem Häusergewirr liegt der unebene Hauptplatz, der mehr Buchten, Risse und Vorgebirge hat, als ein Golf von Norwegen. An der einen Seite steht die herrliche Peterskirche mit ihrem geschmackvollen Portal, über dem sich ein Glockenthurm erhebt. Neben diesem byzantinischen

Monumente liegt die Ruine einer andern Kirche aus dem 15. Jahrhundert, ohne Portal, ohne Dach, ohne Fenster, ein prachtvolles Skelett, das sich stolz vom Himmel abhebt. Das ist Bacharach am Rheine." Und ein alter Vers sagt:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacharach am Rhein
Sollen sein die besten Wein.

Auf dem Eise.

Nordische Abenteuer.

I.

Die schwarze Flagge.

Der alte Pfarrer von Dünkirchen stand am 12. Mai 18.. bereits in der Sakristei, um, in sein Priestergewand gehüllt, an den Altar hinauszutreten und die erste stille



Marie, Jean Cornutte's Nichte.

Messe zu lesen, als ein Seemann von ungefähr sechzig Jahren mit freudestrahelndem Gesichte plötzlich eintrat.

„Herr Pfarrer,“ rief er, „warten Sie noch einen Augenblick.“

„Was führt Sie so früh zu mir, Jean Cornutte?“ versetzte der Geistliche.

„Ein freudiges Ereigniß, das mich so vergnügt macht, daß ich Ihnen an den Hals springen möchte.“

„Nun, dazu ist noch nach der Messe Zeit.“

„Glauben Sie denn, ich werde Sie die Messe lesen lassen?“

„Weshalb? Das dritte Glöckchen hat schon geläutet.“

„Meinetwegen, das geht mich nichts an; Sie haben mir ja versprochen, mit eigener Hand die Verbindung meines Sohnes Louis mit meiner Nichte Marie zu segnen — und der Augenblick ist jetzt gekommen! Bei Sonnenaufgang hat der Leuchthurmwärter uns die Junge Hardie, wie Sie unsere Brigg taufte, signalisirt.“

„Ich gratulire von Grund des Herzens, mein lieber Cornutte,“ sagte der Pfarrer, und legte Stola und Gingham ab. „Ich weiß, was ich versprochen, und der Vikar mag meine Stelle vertreten. Ich bin der Ihre.“

„Und ich verspreche Ihnen, daß Sie nicht zu lange fasten sollen. Das Aufgebot haben Sie selbst schon lange gethan, und Sie dürfen ihn nur noch von den Sünden, die man zwischen Himmel und Wasser begehen kann, absolviren. Ein ganz geschiedter Gedanke, den ich hatte, daß die Hochzeit am Tage der Rückkehr meines Sohnes stattfinden und sein Fuß die Planken nur mit dem Kirchboden vertauschen sollte.“

„So treffen Sie Ihre Anstalten, Cornbutte.“

„Ich eile, Herr Pfarrer. Auf Wiedersehen!“

Der Seemann ging raschen Schrittes nach seiner Wohnung, die am Hafen lag. Jean Cornbutte hatte sich ein hübsches Vermögen erworben; nachdem er lange die Schiffe eines reichen Rheders von Havre commandirt, hatte er sich in seiner Vaterstadt niedergelassen, wo er auf eigene Rechnung die Brigg La Jeune Hardie erbaute. Von mehreren Reisen im Norden war das Schiff immer glücklich zurückgekehrt und hatte seine Ladung an Holz, Eisen und Theer stets zu guten Preisen verkauft. Jean Cornbutte übergab den Befehl seinem Sohne Louis, einem muthigen Seemann von dreißig Jahren, der von allen Capitänen das beste Zeugniß hatte.

Marie, die Braut des jungen Seemanns, zählte kaum zwanzig Jahre und war eine schöne, liebenswürdige Blamänderin, mit einigen Tropfen holländischen Blutes in ihren Adern. Ihre Mutter hatte sie sterbend dem Bruder Jean Cornbutte anvertraut, und der gute Seemann liebte sie wie seine eigene Tochter und sah in dieser Verbindung eine Quelle wahren und dauernden Glückes.

Die Ankunft der Brigg schloß eine wichtige Handelsoperation. Die Jeune Hardie, welche vor drei Monaten ausgefahren, kam zunächst von Rodoe, an der nördlichen Küste Norwegens, zurück, und hatte nach dem Signalement die Reise rasch beendet.

Cornbutte fand bei seiner Nachhausekunft Alles auf den Beinen. Marie, vor Freude strahlend, zog ihr Brautgewand an.

„Wissen unsere Freunde schon von dem nahen Glück?“ fragte Marie. „Der Notar und der Pfarrer?“

„Alles ist bereits davon in Kenntniß gesetzt. Die Hauptsache ist jetzt, daß Du Dich etwas beeilst. Alle Freunde warten bereits an der Thüre. Ich werde die ganze Mannschaft einladen.“

„Wo werden wir das Schiff erwarten?“ fragte Marie.

„Draußen an der Küste. Wir ziehen zwei und zwei hinaus, die Musikanten voran.“

Marie trat in ihr kleines Zimmer, kniete noch einmal vor dem kleinen Heiligenbild nieder, das an der Wand stand, und betete aus tiefster Seele. Dann trat sie heiter strahlend und geschmückt unter die Menge, die sie von allen Seiten beglückwünschte. Cornbutte gab das Zeichen zum Ausbruch.

Der wunderliche Zug kam endlich unter lautem Jubel und herzlichem Glückwünschen am Hafen an. Das Wetter war herrlich, die Sonne schien an der Freude Theil zu nehmen.

Der Hafendamm von Dünkirchen läuft weit ins Meer hinaus und der Hochzeitszug hatte die ganze Breite desselben besetzt. Sie reichten bis zu dem kleinen Häuschen am Ende desselben, wo die Hafenwache wohnt.

Die Brigg Jean Cornbutte's wurde immer sichtbarer; der Wind blies von Norden und blähte die Segel.

Jean Cornbutte stand mit dem Fernrohr in der Hand

am äußersten Ende des Dammes und antwortete auf die neugierigen Fragen.

„Sehen Sie schon Ihren Sohn, den Capitän?“

„Noch nicht. Er ist wohl in der Kajüte beschäftigt.“

„Warum hißt er seine dreifarbigte Flagge nicht auf?“

„Ich weiß nicht, aber er wird seinen Grund haben.“

„Gib mir das Instrument,“ sagte Marie, „ich möchte ihn zuerst sehen.“

„Er ist ja mein Sohn!“

„Du hast ihn schon dreißig Jahre, und er ist zum ersten Male mein Bräutigam.“

Nun konnte man das Schiff ganz deutlich erkennen; schon machte die Mannschaft ihre Vorbereitungen zum Ankerwerfen. Man konnte die Matrosen ins Takelwerk hinaufklettern sehen. Aber weder Marie noch Jean hatten bis jetzt den Capitän der Brigg erblickt.

„Wahrhaftig, ich sehe den Steueremann, André Basling!“ rief Clerbaut.

„Und Fidel Missonne, den Zimmermann.“

„Und unsern Freund Penellan!“ sagte eine Frau außer sich vor Freude.

Die Jeune Hardie war kaum noch drei Faden von dem Hafen entfernt, als die schwarze Flagge langsam an dem Mast der Brigantine emporstieg.

Ein Schauer durchlief die Reihe der Anwesenden, und die junge Braut zuckte zusammen. Die Brigg lief langsam in den Hafen: tiefe Stille herrschte an Bord. Bald war sie an der Spitze des Dammes vorüber. Marie, Jean und alle Freunde eilten nach dem Quai, an dem sie anlegen mußte, und hatten kurz darauf das Deck der Jeune Hardie erklimmt.

„Mein Sohn!“ rief Jean Cornbutte, der kaum diese Worte hervorbringen konnte.

Die Matrosen der Brigg zeigten mit entblößtem Haupte auf die Trauerflagge.

Marie stieß einen Schrei der Verzweiflung aus und fiel in die Arme des alten Cornbutte, der heiße Thränen weinte.

André Basling hatte das Schiff geführt; aber Louis Cornbutte, der Bräutigam Mariens, war nicht an Bord.

II.

Das Herz eines Vaters.

Sobald das junge Mädchen die Brigg verlassen, erzählte André seinem Rheder das furchtbare Ereigniß, das den Alten der Freude beraubt, seinen Sohn wieder zu sehen.

Auf der Höhe des Mälström sah das Schiff, das bei stürmischen Wetter und Südostwind beigelegt, eine Goëlette, welche in größter Gefahr war und Nothsignale gab; sie hatte bereits ihren Mesanmast verloren und lief gegen die gefährlichen Riffe an. Der Capitän Louis Cornbutte, welcher das Schiff seinem Untergang entgegengehen sah, beschloß, es zu retten und sich an Bord desselben zu begeben. Trotz der Vorstellungen der Mannschaft, ließ er die Schaluppe aussetzen, stieg mit dem Matrosen Cortois und dem Ruderer Pierre Mougnet hinein. Die Mannschaft verfolgte sie lange mit dem Blicke, bis sie endlich in der Brandung verschwanden. Die Nacht brach an; die See ging immer höher. Die Jeune Hardie lief Gefahr, von dem Mälstrom verschlungen zu werden; sie mußte deshalb vor dem Winde umwenden. Vergeblich kreuzte das Schiff mehrere Tage an dem Orte des Unsterns; die

Schaluppe, das Schiff, der Capitän und die beiden Matrosen erschienen nicht wieder. André Wasling versammelte die Mannschaft, übernahm das Commando des Schiffes und steuerte nach Dünkirchen zurück.

Jean Cornbutte weinte lange, und wenn irgend ein Trost sich in seinen Schmerz mischte, so war es der, daß sein Sohn bei der Rettung seiner Standesgenossen umgekommen. Dann verließ der arme Vater die Brigg, deren Anblick nur schmerzliche Erinnerungen in ihm hervorrief, und kehrte in sein ödes Haus zurück.

Die Trauerkunde durchflog Dünkirchen. Die zahlreichen Freunde des alten Seemanns vertauschten ihre Glückwünsche mit lebhaften Theilnahmebezeugungen. Die Matrosen der Jeune Hardie theilten den Neugierigen die ausführlichsten Einzelheiten mit; André Wasling war sogar gezwungen, Marien den Untergang ihres Bräutigams zu erzählen.

Jean Cornbutte jammerte lange: endlich aber ermannte er sich, und als André am Tag nach der Landung in sein Zimmer trat, sagte er:

„Sind Sie sicher, daß mein Sohn umgekommen?“

„Gewiß, Herr,“ antwortete Wasling.

„Haben Sie alle Nachforschungen angestellt, die zu einem Resultate führen konnten?“

„Davon dürfen Sie überzeugt sein! Aber es ist leider nur zu gewiß, daß die beiden Matrosen und er von den Wellen verschlungen wurden.“

„Würden Sie das Untercommando des Schiffes übernehmen?“

„Das hinge vom Capitän ab, Herr Cornbutte.“

„Der Capitän bin ich. André, ich beabsichtige sogleich mein Schiff zu befrachten, die Mannschaft auszuwählen und der Spur meines Sohnes nachzugehen!“

„Ihr Sohn ist todt,“ antwortete André.

„Wohl möglich, aber es lebt eine Vorsehung. Ich werde alle Häfen Norwegens durchsuchen, in die er getrieben worden sein kann; und wenn ich die Gewißheit habe, daß ich ihn nicht mehr finden soll, kehre ich hierher zurück und harre in Demuth auf mein Ende.“

André Wasling, welcher sah, daß dieser Entschluß unerschütterlich feststand, beharrte nicht länger auf seinem Widerstand und entfernte sich. Jean Cornbutte theilte unverzüglich seiner Nichte seinen Plan mit und sah einen Strahl von Hoffnung durch ihre Thränen leuchten. Es war dem jungen Mädchen noch nicht eingefallen, daß der Tod ihres Bräutigams zweifelhaft sein könnte; er schien ihr auf immer verloren; aber kaum war dieser Schein von Hoffnung in ihren Busen geworfen, als sie sich ihr auch ganz und gar hingab.

Der alte Seemann entschloß sich, die Jeune Hardie sogleich in See stechen zu lassen. Die solid construirte Brigg hatte keine Havarie auszubessern. Jean Cornbutte ließ bekannt machen, daß, wenn es seinen Matrosen gefiele, in der Besatzung keine Veränderung eintreten solle; er werde seines Sohnes Stelle als Capitän vertreten. Nicht Einer fehlte beim Appell; — es waren lauter muthige Seeleute: Alain Turquette, der Zimmermann Fidel Wilson, der Bretagner Penellan, der neue Steuermann der Jeune Hardie, welcher Pierre Nouquel ersetzte, und Gradlin, Lupie, Gervigne, lauter muthige und erfahrene Matrosen.

Jean Cornbutte schlug André Wasling noch einmal vor, die Stelle eines zweiten Capitäns an Bord der Brigg anzunehmen, denn er war ein sehr tüchtiger und gewandter Seemann, der Proben seines Talenten bei der Zurückfüh-

rung der Jeune Hardie gegeben. Wasling machte jedoch einige Schwierigkeiten und verlangte Zeit, sich die Sache zu überlegen.

„Wie Sie wollen, Wasling; nur erinnern Sie sich, daß Sie stets bei uns willkommen sein werden.“

Jean Cornbutte besaß einen ergebenen Freund in dem Bretagner Penellan, der ihn lange Zeit auf seinen Reisen begleitet hatte. Während der langen Wintermonate spielte er mit der kleinen Marie, die ihn wie einen Vater liebte. Penellan beschleunigte aus allen Kräften die Ausrüstung der Brigg, da nach seiner Ansicht zu wenig geschehen, um die Schiffbrüchigen auszukundschaften. Statt mit Kaufwaaren wurde sie mit Rum, gesalzenem Fleisch, Zuckerhüten, Kaffee, Thee, Tabak, Zwieback, Schweinefleisch, Wein und Brantwein befrachtet und die Abfahrt auf den 10. Mai festgesetzt.

Wasling betrat am Abend vor der Abfahrt, noch immer unentschlossen, das Zimmer des Capitäns. Niemand war zugegen; doch hörte er im anstoßenden Zimmer ein lebhaftes Gespräch. Er lauschte.

„Wie alt ist mein Oheim Cornbutte?“ hörte er Marien fragen.

„Ungefähr sechzig Jahre,“ antwortete Penellan; „aber er ist noch ein kräftiger Mann und hat einen Körper von Eisen.“

„Gut, mein lieber Penellan; die Liebe gibt Muth und Kraft und Sie werden mir beistehen. Ich gehe mit.“

„Das ist unmöglich, meine Tochter; wer weiß, wohin wir kommen! Wie viele kräftige Menschen habe ich dort ihren Tod finden sehen. Der Gedanke schon macht mich zittern.“

„Penellan, wenn Sie mir nicht beistehen, werde ich glauben, Sie lieben mich nicht.“

Wasling war verblüfft. Er verstand, wozu das junge Mädchen entschlossen sei. Es kostete nur einen Augenblick, und sein Entschluß war gefaßt.

„Jean Cornbutte,“ sagte er, als der Alte eintrat, „ich bin der Ihre. Sie dürfen auf meine Ergebenheit und meinen Eifer zählen.“

„Ich habe nie daran gezweifelt,“ antwortete Cornbutte und schüttelte ihm die Hand. „Marie!“

Die Gerufene erschien mit Penellan.

„Es ist der letzte Abend, den wir mit einander zubringen. Mit Gottes Hülfe hoffe ich Deinen Bräutigam in Deine Arme zurückzuführen. Meine Freunde werden mich in dem schweren Werke unterstützen. Nun nehmt Abschied von den Euren, und dann auf Wiedersehen morgen an Bord!“

Der zweite Capitän und der Matrose gingen zusammen. Dunkel und Nichte vergossen viele Thränen. Jean Cornbutte wollte ihr deshalb den Trennungsschmerz am andern Morgen ersparen und verließ sie, ohne ihr Lebewohl zu sagen.

Die Jeune Hardie war zur Abfahrt bereit. Auf dem Damme stand eine große Menge von Freunden des alten Seemanns. Der Pfarrer sprach noch einmal seinen Segen über die Brigg, und Jean Cornbutte stieg an Bord. Wasling gab die letzten Befehle; das Schiff lichtete die Anker und segelte rasch bei herrlichem Nordostwind aus dem Hafen, während der Pfarrer die Reisenden in Gottes Hände befaß. Gott schütze die muthigen Seefahrer!

(Fortsetzung folgt.)

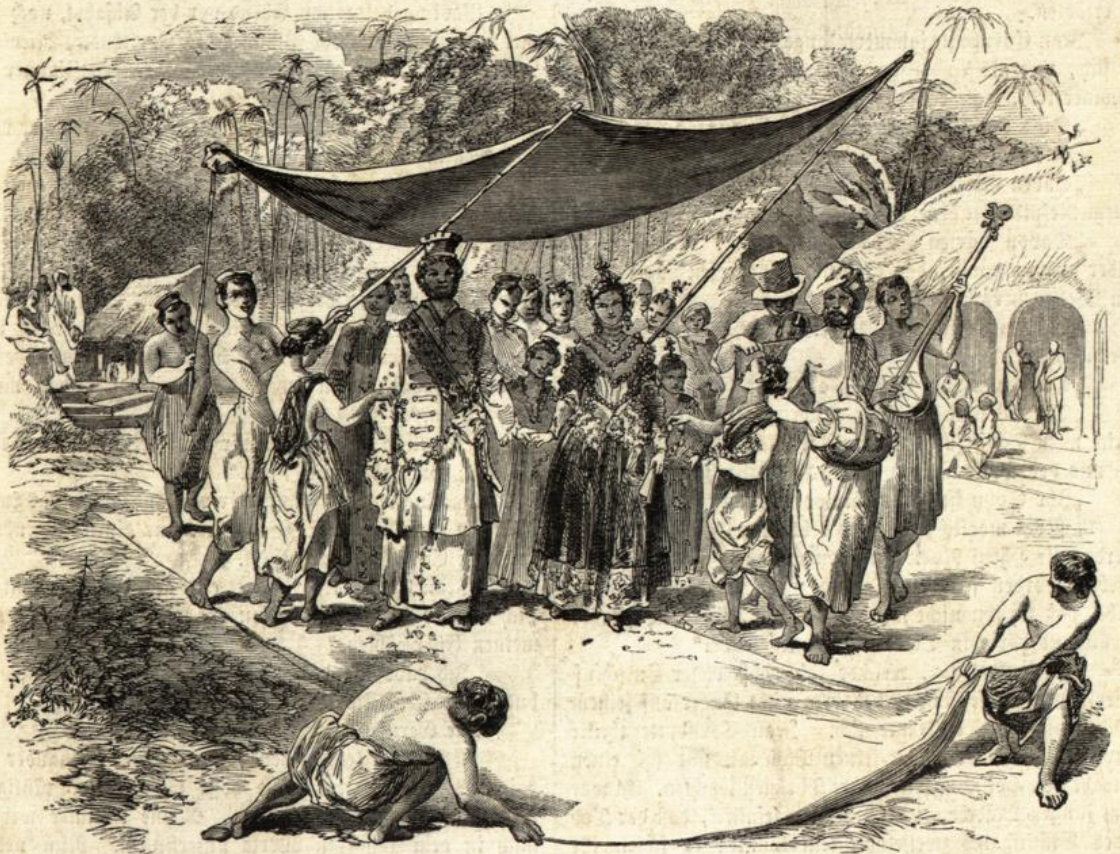
Hochzeiten auf Ceylon.

Alte ehelose Männer und Frauen sind eine Seltenheit auf Ceylon. Der Grund davon ist vielleicht der, daß die Bande der Ehe nicht so rigorös sind, als bei uns; man trennt sich dort sehr leicht; nur darf eine von ihrem Manne geschiedene Frau nicht wieder eine Ehe eingehen, ehe der Gatte eine neue Wahl getroffen.

Sobald ein junger Mann achtzehn bis zwanzig Jahre alt geworden, wählt der Vater für ihn eine passende Parthie, und besucht dann einige Male den Vater des jungen Mädchens; gefällt sie ihm, so gibt er sein Wort; dann fordert er den Sohn auf, sich unter irgend einem Vorwande bei ihr einzuführen. Der künftige Gatte stellt sich nicht unter seinem wahren Namen vor; er darf kein

Wort an sie richten, das seine Absichten, Hoffnungen oder Befürchtungen verrathen könnte. Auch braucht er den Eindruck, den diese Begegnung auf ihn gemacht, nicht kund zu geben, er ist durch das Versprechen seines Vaters gebunden. Mag er nun zufrieden sein oder nicht, er muß das Wort lösen, wenn er nicht auf immer beschimpft sein will.

Der glückliche oder unglückliche Hochzeitstag wird durch einen Astrologen bestimmt. Zu der von den Sternen bezeichneten Stunde begibt sich der Bräutigam, von seinen Verwandten, Bekannten und Freunden begleitet, nach dem Hause seiner künftigen Frau. In seinem Gefolge befinden sich Leute, welche die Mitgift bringen, und namentlich vier Männer, welche einen großen Jungo tragen, der nicht allein Lebensmittel aller Art und ausge-



Hochheitszug auf Ceylon.

suchte Gerichte, sondern auch ein Stück weißes Tuch, ein Leinwandstückchen mit blauen und rothen Streifen, Schmuck und Putz enthält, dessen Masse und Reichthum nach dem Vermögen der Familie variiert. Der Zug kommt Abends an; eine Maduwa oder momentanes Gebäude ist für sie erbaut; dort warten die Freunde der Braut. Inmitten der Maduwa, deren Boden mit Teppichen belegt ist, setzen sich die Männer der beiderseitigen Gesellschaft um ein großes Gericht Reis und Palmblätter, welche mit Gourmandisen aller Art bedeckt sind; die Damen nehmen im Hause gleichfalls ein Mahl ein.

Nach dem Mahle tritt der Gatte ins Haus, nähert sich der Gattin, wechselt mit ihr Kugeln, die aus Reis und Cocosnußöl gemacht sind, und überreicht ihr das weiße

Tuch, die Juwelen und den Putz. Diese Ceremonie geht in aller Stille vor sich. Die Gesellschaft bleibt die Nacht unter Geplauder und Geschichtenerzählen bei einander; am andern Morgen wird die Gattin durch den Gatten und ihre Freunde nach dem elterlichen Hause gebracht, wo die feierlichen Hochzeitsceremonien stattfinden. Eine Eigenthümlichkeit ist es, daß die Gattin immer dem Gatten vorangeht, was von der Geschichte datirt, daß einem Gatten, der zu weit voranging, seine Frau gemordet wurde, ohne daß er es bemerkte. Das Heirathsgut der Frau besteht gewöhnlich in Hausgeräth und Thieren, selten in Möbeln. Einige Reisende erzählen, daß eine Frau sieben Männer haben dürfe, nur müßten es Brüder sein. Es ist dies jedoch wenig glaublich, und bestritten.